Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 12

Artikel: Das Verhältnis des Deutschschweizers zum Hochdeutschen
Autor: Schenker, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162676

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kaiserlichen China lernte der mandarinische Beamte die konfuzianischen Texte auswendig. Im Islam stellte, wie wir oben sahen, der Koran die Quelle jeder Autorität dar. In beiden Traditionen trat das Element der «Umkehr», der Zuwendung zum Mitmenschen, kaum jemals in Erscheinung, und es existierten keine Institutionen, die einen anderen als den geheiligten Einfluss der Regierung übermittelt hätten.)

Auf diesen philosophischen Voraussetzungen gründen unsere persönlichen Rechte, so das Recht, etwas neu in Gang zu setzen, das Recht zur öffentlichen Betätigung, das Recht auf Eigentum. Das menschliche Gewissen bleibt nicht ausschliesslich auf die spekulative Meditation beschränkt – ganz im Gegenteil: es manifestiert sich auch im Bereich der Objekte, das heisst der Wissenschaften, im Bereich der Vergangenheit, das heisst des von früheren Generationen übermachten Erbes, und es erfasst selbst die Zukunft. Es handelt sich hier um eine in den meisten anderen Traditionen fast unbekannte Erscheinung. Wenn sie uns bekannt ist, so müssen wir uns auch bemühen, ihre Wurzeln, ihre Voraussetzungen, ihre Entwicklungsgeschichte zu erkennen und vor allem auch die Gründe, sie zu verteidigen.

WALTER SCHENKER

Das Verhältnis des Deutschschweizers zum Hochdeutschen

Mundart ist in der deutschen Schweiz die selbstverständliche Umgangssprache. Ebenso selbstverständlich ist das Hochdeutsche als Schriftsprache. Die Doppelheit von Mundart und Schriftsprache in der deutschen Schweiz gründet auf eben diesen zwei Selbstverständlichkeiten.

Das Umschalten von mündlichem Umgang auf Lesen oder Schreiben ist obligatorisch gekoppelt mit dem Wechsel der Sprachform. Da es zum Alltäglichen gehört, dass Sprache nicht nur gesprochen und gehört, sondern auch gelesen und geschrieben wird, denn wer liest keine Zeitung, wer schreibt oder erhält keine Briefe, da der Wechsel vom Gesprochenen zum Geschriebenen für jedermann zum Alltäglichen gehört, gehört auch der Wechsel von der Sprachform schweizerdeutsche Mundart zur Sprachform

hochdeutsche Schriftsprache in der deutschen Schweiz für jedermann zum Alltäglichen, zum Selbstverständlichen. Genau gleich, wie die schweizerdeutsche Mundart die Umgangssprache in jeder sozialen Schicht ist, gibt es auch keine soziale Schicht, die nicht mit dem Hochdeutschen als Schriftsprache tagtäglich konfrontiert würde.

Wie selbstverständlich das Hochdeutsche als Schriftsprache ist, zeigt schlagend das Beispiel, dass Max Frisch sogar dann hochdeutsch geschrieben hat, als er eine Mundartrede konzipierte. Das ist der Fall gewesen bei seiner Rede zum 1. August 1957. Er hat die Rede in Mundart gehalten, zwar auf Mundartsprechbarkeit hin konzipiert, aber das Script hochdeutsch abgefasst[1]. Das ist sicher kein Ausnahmefall. Papier ist ganz einfach die Grenze der Mundart.

Nun ist es aber grundsätzlich etwas anderes, ob man eine Sprache hört und spricht, oder ob man sie liest und schreibt. Die gesprochene Sprache unterscheidet sich grundsätzlich von der geschriebenen Sprache. Schon deswegen, weil beim Sprechen die Planungsstrategie kürzer ist als beim Schreiben. Wenn man etwas liest, kann man einen Satz, falls man ihn nicht versteht, von neuem anfangen, und wenn man schreibt, kann man sich den Satz vor der Niederschrift vorkonzipieren. Beim Sprechen ist das anders: wenn man spricht, weiss man oft nicht, wie der Satz zu Ende geht, während des Sprechens kann einem Neues in den Sinn kommen, das man auch noch sagen will, oder man hat schon vergessen, wie man den Satz angefangen hat, usw. Im Medium des Gesprochenen ist die Planungsstrategie kürzer als im Medium des Geschriebenen, schon das führt zu grundsätzlichen Unterschieden zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Dazu kommt, dass einem beim Sprechen Mittel zur Verfügung stehen, die einem beim Schreiben fehlen, so die Betonung. Der Satz «Kommst du heute abend?» etwa kann auf vier verschiedene Arten betont werden: «KOMMST du heute abend?» / «Kommst DU heute abend?» / «Kommst du HEUTE abend?» / «Kommst du heute ABEND?», und jedesmal ist die Bedeutung des Satzes anders.

Der Gegensatz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache gilt somit allgemein, also auch schon innerhalb des Hochdeutschen. In der deutschen Schweiz ist der Gegensatz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache verteilt auf die zwei verschiedenen Sprachformen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch. Das heisst nun, dass vieles, was die Mundart zur Mund-Art macht, von ihrer Gesprochenheit her kommt, und dass auf der anderen Seite vieles, was in der Perspektive des Deutschschweizers, der das Hochdeutsche weitgehend bloss als Schriftsprache kennt, für typisch hochdeutsch gehalten wird, was Eigenheiten der geschriebenen Sprache ganz allgemein sind.

Von daher gibt es Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache, hinter denen allgemeine Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache stehen.

Dafür ein Beispiel. Das Beispiel der Ausklammerung.

Die Zürichdeutsche Grammatik[2] behauptet, es sei typisch für die Mundart, dass sie ausklammere, wo die Schriftsprache alles unter die verbale Klammer stelle. Sie gibt als Beispiele: «Si isch füürroot woorde vor Gschämigi» gegenüber schriftsprachlich mit verbaler Umklammerung «sie ist vor Scham feuerrot geworden», oder: «I cha mi nüd gnueg verwundere über sy Tümi», wo die Bestimmung «über sy Tümi» nach dem Verb steht und damit ausgeklammert ist gegenüber schriftsprachlich «ich kann mich über seine Dummheit nicht genug wundern».

In der Mundart würden also oft Bestimmungen, die in der Schriftsprache zwischen Einleitungswort und Verb (*als* er an diesem Haus *vorbeikam*) oder zwischen zwei Verbteilen (er *ist* an diesem Haus *vorbeigekommen*) stehen, ausgeklammert, das heisst, hinters Verb oder den zweiten Verbteil gestellt (won er verby *choo isch* a dëm Huus, er *isch verby choo* a dëm Huus). Die Ausklammerung wäre etwas typisch Mundartliches, die Mundart würde sich damit absetzen vom Hochdeutschen. Wenn man nun aber die letzte Duden-Grammatik[3] konsultiert, stellt man fest, dass der Zug zur Ausklammerung auch im Hochdeutschen da ist, dass die Ausklammerung in der hochdeutschen Umgangssprache überaus häufig sei.

Was also in der schweizerischen Perspektive als Unterschied zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch erscheint, erweist sich als allgemeinerer Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Und zwar hängt der Zug zur Ausklammerung zusammen mit der kürzeren Planungsstrategie beim Sprechen. Wenn die Regel der verbalen Klammer streng befolgt wird, setzt das voraus, dass der Satz bis zum letzten Wort vorausgeplant ist, weil erst mit der Setzung des Verbs die Satzvollständigkeit erreicht ist (*er ist an diesem Haus* ist noch kein vollständiger Satz, der Satz ist erst abgeschlossen mit dem Verbteil *vorbeigekommen:* er ist an diesem Haus vorbeigekommen). Wenn dagegen ausgeklammert wird, ist keine Planungsstrategie bis zum letzten Wort nötig, man kann sagen: *er ist vorbeigekommen*, das ist schon ein vollständiger Satz, und jetzt kann man, muss aber nicht, ergänzen: *er ist vorbeigekommen an diesem Haus.*

Nun ist es aber so, dass die gesprochene Sprache in der Entwicklungstendenz der geschriebenen Sprache immer voraus ist, das hängt mit dem konservierenden und konservativen Charakter der Schrift zusammen, anders gesagt: das gesprochene Hochdeutsch ist moderner als das geschriebene.

Wenn also in der deutschschweizerischen Perspektive das Hochdeutsche weitgehend bloss in seinen schriftsprachlichen Möglichkeiten bekannt ist und

nicht oder zuwenig in seinen umgangssprachlichen, wenn man sich das Hochdeutsche als Schriftsprache vorstellt, und wir gebrauchen ja den Ausdruck «schrifttütsch» synonym für «hochdeutsch», dann bedeutet das, dass wir vom Spielraum des Hochdeutschen nur einen reduzierten Sektor kennen, eben den schriftsprachlichen.

Die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache sind bedingt durch das verschiedene Sprachverhalten beim Sprechen und beim Schreiben. Wenn man spricht, ist man spontaner und auch emotioneller, als wenn man schreibt, man ist ungenierter, plant nicht so weit voraus und verhaut sich vielleicht auch; sobald man schreibt, also Papier vor sich hat, schaltet sich automatisch eine gewisse Distanz ein. Dieses verschiedene Sprachverhalten beim Sprechen und beim Schreiben ist also in der Deutschschweiz verteilt auf zwei verschiedene Sprachformen: auf die schweizerdeutsche Mundart und auf die hochdeutsche Schriftsprache. Und das heisst nun, dass mit den lautlich-formalen Unterschieden, in denen das Schweizerdeutsche vom Hochdeutschen abweicht, Unterschiede parallel gehen, die durch das verschiedene Sprachverhalten beim Sprechen und beim Schreiben bedingt sind.

Die Doppelheit von Mundart und Schriftsprache in der deutschen Schweiz ist nicht bloss eine Angelegenheit von ein paar eklatanten Abweichungen im Lautlich-Formalen, mit der Doppelheit von zwei verschiedenen Sprachformen geht parallel ein verschiedenes Sprachverhalten. Mit den Abweichungen im Lautlich-Formalen parallel gehen die verschiedenen Stilmöglichkeiten von gesprochener und geschriebener Sprache.

Das Hochdeutsche ist in der deutschschweizerischen Vorstellung weitgehend reduziert auf seine schriftsprachlichen Möglichkeiten.

*

Nun kommt es aber auch in der Deutschschweiz vor, dass Hochdeutsch gesprochen wird. Die Nachrichten am Radio werden hochdeutsch verlesen. Hochdeutsch hört man auch bei Reden. Dabei ist es wohl so, dass dort, wo bei einer Rede die Wahl zwischen Mundart und Hochdeutsch besteht, die Wahl des Hochdeutschen die Rede automatisch etwas feierlicher oder mindestens offizieller macht. Aber auch im Umgang kommt es vor, dass ein Deutschschweizer Hochdeutsch sprechen muss, nämlich im Gespräch mit einem Fremden, der kein Schweizerdeutsch versteht.

Und das soll hier besonders interessieren: was für ein psychologisches Verhältnis hat der Deutschschweizer zum Hochdeutschen, wenn er etwa mit einem Deutschen schriftdeutsch sprechen muss?

Dazu etwas Anekdotisches. Der Schriftsteller Peter Bichsel machte im Frühjahr 1971 im Auftrag des Kölner Fernsehens einen Film über Schweizerdeutsch. Dazu wurden auch Gespräche in einer einfachen Wirtschaft gedreht. Als da nach den Aufnahmen der Fernsehregisseur aus Köln sich mit einem solchen Wirtschaftsgast unterhalten wollte und ihn – auf hochdeutsch – ansprach, stand der irgendwie erstaunt auf und fragte: «Parlez-vous français?» Dem Mann wäre es also offenbar weniger ungewohnt vorgekommen, wenn er hätte französisch sprechen können statt hochdeutsch.

In diesem psychologischen Sinn kann das Hochdeutsche, wohlverstanden als Umgangssprache, mehr als Fremdsprache empfunden werden denn das Französische. Dazu bietet auch Schwarzenbach[4] ein Dokument, und zwar die Einführungsschrift für das Personal einer Grossbank, worin es heisst: «Unser einheimisches Personal (...) bitten wir, im Verkehr mit ihren fremdsprachigen Kollegen im Interesse ihrer nutzbringenden Ausbildung ausschliesslich das Deutsche – und zwar das Schriftdeutsche – anzuwenden.» Die Erfahrungen zeigen aber, dass «trotz Zuredens und Verfügens sowohl unsere Romands wie unsere Deutschschweizer in holder Eintracht miteinander lieber Französisch als (Schrift-)Deutsch sprechen.» Dazu gibt Schwarzenbach als Kommentar: «Die Gewohnheit des deutschsprachigen Schweizers, auch mit Westschweizern, die sich längere Zeit in der alemannischen Schweiz aufhalten, Französisch zu sprechen – oder zu radebrechen –, hat ihren Grund nicht nur in einem seltsamen Gemisch von Höflichkeit und Schülereifer, sondern beruht zu einem erheblichen Teil auch auf den Hemmungen, Schriftdeutsch zu sprechen»[5].

Beachten wir die Formulierung Schwarzenbachs: «Schriftdeutsch sprechen». Es ist dem Deutschschweizer im allgemeinen nicht wohl, wenn er Hochdeutsch sprechen muss, eben weil für ihn das Hochdeutsche Schriftdeutsch ist. Es fehlen ihm im Hochdeutschen die Mittel der gesprochenen Sprache, von daher erklärt sich das Unbehaben, wenn er mit einem Deutschen Hochdeutsch sprechen muss, ein Unbehagen, das identisch ist mit einem Mangel an Spontaneität, wie sie gesprochene Sprache erfordert.

Und dazu kommt – vielleicht – noch etwas anderes: eine Aversion gegen das Deutsche, die zwar sicher nicht allgemein, aber eben doch vorhanden ist. Es würde Reklamationen hageln und so in Richtung Landesverrat ausgelegt, wenn die Nachrichten vom Schweizer Radio von einem Berliner verlesen würden. Die Reserve gegen Leute aus Deutschland existiert. Ich habe sie auch erfahren: einmal, als ich mit deutschem Autoschild, also gewissermassen als Deutscher, in der Schweiz zugegebenermassen etwas verwegen überholte und etwas brüsk einschwenkte, da kam die Kolonne zum Halten, und der Fahrer des Autos, das ich gerade überholt hatte, benützte die Gelegenheit, mir seine Meinung zu sagen, und da ich in seinen

Augen ein Deutscher war, tönte es so: «Du verdammte Souschwoob, du Hitlerfründ, miir so vore Chare go faare.»

So etwas kommt einfach vor. Es gibt, wenn auch längst nicht allgemein, gewisse Reserven gegenüber dem, was nördlich der Landesgrenze ist. Und ein Bundesrat, der es mit perfektem Bühnendeutsch probieren würde, hätte es wohl schwer, beim sogenannten Volk anzukommen. Die Volksverbundenheit kann direkt demonstriert werden durch eine möglichst auffällig schweizerische Aussprache des Hochdeutschen, wenn überhaupt schon Schriftdeutsch gesprochen werden muss. Wobei sich aber beim ungeniert schweizerisch ausgesprochenen Hochdeutsch, wie man es von Schweizer Politikern hört, doch die Frage stellt, ob es wirklich demonstrierte Landesverteidigung ist oder ob es nicht vielmehr so ist, dass sie nicht anders können.

In der jungen Generation bestehen kaum noch Reserven gegen Deutschland, und ungeniert schweizerisch ausgesprochenes Hochdeutsch macht bei der jungen Generation wohl eher den Eindruck des Lächerlichen, Altväterischen.

Aber was soll nun konkret der Deutschlehrer an einem schweizerischen Gymnasium von seinen Schülern für eine Aussprache des Hochdeutschen erwarten? Es scheint sich abzuzeichnen, dass ein einigermassen einwandfreies Hochdeutsch doch mehr und mehr zum Statussymbol wird. Wenn das erreicht werden soll, setzt das beim Lehrer voraus, dass wenigstens er keine Hemmungen hat, Hochdeutsch zu sprechen, dass er auch zum gesprochenen Hochdeutsch ein spontanes, ungehemmtes Verhältnis hat. Praktisch lässt sich das am ehesten erreichen, wenn man viel mit Deutschen spricht. Auch von daher empfiehlt es sich, dass der Germanistikstudent einmal im Verlaufe seines Studiums ein Auslandsemester in Deutschland einlegt, so wie der Romanist seinen Frankreichaufenthalt macht. Mindestens dem Deutschlehrer soll das gesprochene Hochdeutsch keine psychologische Fremdsprache sein.

Ich spreche von einem *einigermassen* einwandfreien Hochdeutsch, einigermassen aus zwei Gründen: 1. auch der Deutsche verrät durch seine Aussprache, aus welcher Region er kommt, ob aus Hamburg oder Köln oder München und 2. eine ganz einwandfreie Aussprache des Hochdeutschen gibt es nur an einem einzigen Ort: auf der Bühne.

Wichtiger als die Erziehung zu einem ganz tadellos ausgesprochenen Bühnenhochdeutsch scheint es mir, dass die Schüler ihre Hemmungen verlieren beim Hochdeutsch-Sprechen, dass sie lernen, wie sie die umgangssprachlichen Möglichkeiten, die ihnen von der Mundart her geläufig sind, auch im Hochdeutschen lernen, dass Hochdeutsch für sie nicht mehr nur Schriftdeutsch ist, sondern eine Sprachform, in der man sich mündlich

ebenso spontan und unbefangen ausdrücken kann wie in der Mundart. Das kann erreicht werden, wenn im Deutschunterricht auf freie Rede und Diskussion mindestens so viel Gewicht gelegt wird wie auf die schriftliche Form des Aufsatzes. Auf diese Weise gilt es, die psychologischen Hemmungen beim Hochdeutsch-Sprechen abzubauen.

*

Das Verhältnis des Deutschschweizers zum Hochdeutschen als gesprochener Sprache ist gebrochen. Aber auch zum Hochdeutschen als geschriebener Sprache hat der Deutschschweizer ein anderes Verhältnis als ein Deutscher, der bloss die eine Sprachform Hochdeutsch kennt. Das schlägt sich nieder in Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz gegenüber dem Hochdeutschen in Deutschland. Die schweizerhochdeutsche Schriftsprache zeichnet sich nicht zuletzt dadurch aus, dass in ihr Züge zu finden sind, die in die Richtung eines überkompensierenden Superhochdeutsch gehen. Aus der Angst heraus, keine Helvetismen zu schreiben, das heisst, alles Mundartverdächtige zu meiden, gerade aus dieser Angst heraus können Helvetismen entstehen.

So kennt die schweizerdeutsche Mundart kein Präteritum, es gibt nicht die Form *er ging*, sondern nur die Form *er ist gegangen*. Man könnte nun vermuten, dass der Schweizer, weil er von einer präteritumlosen Mundart herkommt, in seiner hochdeutschen Schriftsprache auffällig häufig Perfekt für Präteritum wählt. Aber eben da meldet sich das überkompensatorische Bemühen, ein möglichst gutes, und das heisst: mundartfernes Hochdeutsch zu schreiben, so dass Kaiser, der die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache untersucht hat, zum Befund kommt, wie sich in der schweizerhochdeutschen Schriftsprache eher umgekehrt die Tendenz zeigt, «das Prät. auf Zusammenhänge, die im Perf. stehen müssten, auszudehnen»[6].

Solche überkompensatorischen Züge sind Ausdruck von vertikalen Unterschieden zwischen Mundart und Schriftsprache. Man kommt von der Mundart her, sie ist die tägliche Umgangssprache, und man weiss, dass man nicht so schreiben kann, wie man einfach spricht, also bemüht man sich um ein möglichst gewähltes Hochdeutsch, wenn man schreibt, um ja nichts Umgangssprachliches einfliessen zu lassen, denn das Umgangssprachliche steht automatisch unter Mundartverdacht, und so tendiert die schweizerhochdeutsche Schriftsprache zum Gehobenen, Altertümlichen. Also gilt es auch hier, beim Verhältnis zum geschriebenen Hochdeutsch, Hemmungen und Vorurteile abzubauen, dies um so mehr, als sich das Gegenwartsdeutsche unverkennbar immer mehr der Umgangssprache annähert, so dass sich die Vorstellung des Hochdeutschen als der gehoben-schriftlichen Sprach-

form, wie sie etwa in der Schule propagiert wird, immer weniger halten lässt. Das Hochdeutsche ist ein Spielraum, der nicht bloss die gehobenschriftlichen, sondern auch die umgangssprachlichen Möglichkeiten beinhaltet.

Hochdeutsch als Gemeinsprache des ganzen deutschsprachigen Gebiets – eine Erhebung der UNESCO hat ergeben, dass auf der Erde etwa hundert Millionen Menschen Deutsch sprechen – Hochdeutsch als Gemeinsprache realisiert sich verschieden, es gibt innerhalb des Hochdeutschen Unterschiede in der Stilhöhe und Unterschiede von Region zu Region. Aber bei allen Spielmöglichkeiten ist es eben Gemeinsprache, und bei der Beschreibung der deutschschweizerischen Sprachsituation läuft man gern Gefahr, den Wert der Mundart zu überbetonen, und man vergisst leicht, was für eine enorme Chance es bedeutet, wenn man mit der hochdeutschen Schriftsprache den Anschluss hat an einen riesigen Kulturkreis; durch diesen Anschluss ist die Deutschschweiz sprachlich nicht isoliert, sondern offen gegen aussen, so wie die französische Schweiz offen ist für den französischen Kulturkreis und die italienische Schweiz für den italienischen. Die sprachliche Offenheit gegenüber Deutschland, sie ist es, die Max Frisch erfährt, wenn er im Tagebuch[7] schreibt: «Wie schön, dass man tagelang fahren kann und das Feld, das vorbeizieht, heisst immer noch Feld, nicht champ, nicht campo – wie schnurrig, dass mir Landschaften, die ich zum erstenmal sehe, vertrauter sind, obschon sie sich von unseren Landschaften gänzlich unterscheiden, vertrauter, nur weil sie eins sind mit meiner Sprache...

Und die Menschen?

Man wähnt sich den Menschen, die eine Kiefer auch Kiefer nennen, von vornherein verbunden, geniesst eine köstliche Erweiterung der inneren Heimat, und zeigt sich die übliche Fremdheit, empfindet man sie schmerzlicher als anderswo; man hasst auch viel leichter, rascher, wilder als in der sprachfremden Welt.»

[1] Walter Schenker, Die Sprache Max Frischs in der Spannung zwischen Mundart und Schriftsprache, Berlin 1969 (= Quel- und Forschungen 31), S. 10. – [2] Albert Weber, Zürichdeutsche Grammatik / Ein Wegweiser zur guten Mundart, Zürich 1964², S. 310–312. – [3] Der Grosse Duden, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache / Bearbeitet von Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler, Mannheim 1966², § 7055. – [4] Rudolf Schwarzenbach, Die Stellung der Mundart in der deutschen Schweiz / Studien zum Sprachbrauch der Gegenwart, Frauenfeld 1969 (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung XVII), S. 115 f. – [5] Schwarzenbach a. a. O. S. 116 f. – [6] Stephan Kaiser, Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz, Mannheim/Wien/Zürich 1970 (= Duden-Beiträge 30a und 30b), Band b, S. 156. – [7] Max Frisch, Tagebuch 1946–1949, Frankfurt a. M. 1950, S. 208.